

Es wandert eine schöne Sage...

Autor(en): **Claudius, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **62 (1958-1959)**

Heft 12

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ES WANDERT EINE
SCHÖNE SAGE...

Osterbetrachtung

So beginnt ein Gedicht von Gottfried Keller, das in vielen Schullesebüchern zu finden ist. Es handelt von einer schöneren, glücklicheren Zeit, da die Völker und Menschen ihre Habsucht und ihren Eigennutz überwunden haben werden, da es nur noch eine einzige Schmach und Schande geben wird, nämlich den aus Neid und Missgunst geborenen Unglauben an diese schöne und glückliche Welt. Es ist ein Gedicht des jungen Gottfried Keller, voll eines überströmenden Optimismus, der unserer lebenden Generation kaum noch ein entsagendes Lächeln zu entlocken vermag. Haben wir doch mit eigenen Augen miterleben müssen, wie wenig gerechtfertigt heute — hundert Jahre nachdem dieses Gedicht entstanden ist — jener Zukunftsglaube war, wie bitter die Menschheit enttäuscht wurde in ihren Hoffnungen auf einen gedeihlichen Fortschritt des Geistes, der einst zur Milderung der Spannungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Nation und Nation, zwischen den Rassen und Weltanschauungen führen und allen Widerstreit auflösen werde im Bekenntnis eines allen Völkern eigenen Glaubens an die Humanität.

Warum wir uns gerade in der österlichen Zeit an dieses kleine Gedicht erinnern? Weil diese schöne Sage, die auf Erden umwandert, nicht nur das Anliegen eines einzelnen Dichters ist. Sie ist Ausdruck einer alle Menschen beseelenden Hoffnung auf Erlösung von aller Qual und allen Wirrnissen des Alltages. Diese Hoffnung ist losgelöst von Raum und Zeit. Aber nirgends hat sie sich so stark symbolisiert wie im christlichen Glauben an die Auferstehung. Der Leidensweg, der Jesus vom letzten Abendmahl über Gethsemane und die Verurteilung durch Pontius Pilatus nach Golgatha führte, war für den Aussenstehenden ein Weg ins Nichts. Das Wort war verkündet, das Evangelium war gepredigt worden, am See Genezareth, in Galiläa und zuletzt auch in Jerusalem. Und nun

dieses Ende, dieses tragische Ende am Kreuz, das alle Hoffnungen zu begraben schien. Mutlosigkeit und Verzweiflung befiel selbst die Jünger, sie sahen das Werk des Meisters vernichtet.

Doch dem Karfreitag folgte Ostern. Das Grab war leer, und als die Frauen kamen, um den Leichnam Christi zu balsamieren, da verkündete ihnen der Engel, dass der Herr nicht mehr da, dass er auferstanden sei, wie er es einst prophezeit hatte und wieder unter den Lebenden wandle bis zu jenem Tage, da er auffahren werde zu seinem Vater im Himmel.

Dieses Auferstehen, diese Ueberwindung des Todes umschliesst nicht nur symbolhaft ein Stück Natur, die aus dem todähnlichen Winterschlaf zu neuem Leben erwacht. Es ist weit mehr. Es ist ein Mahnruf an alle Verzagten, an alle Kleingläubigen, Mut und Hoffnung nicht zu verlieren. Je dunkler die Nacht in uns ist, desto heller wird der Tag nachher sein. Wie oft müssen wir einen Leidensweg beschreiten, der uns hinabführt in düstere Niederungen, aus denen es scheinbar keinen Ausweg mehr gibt. Verlassen stehen wir da und kein Licht leuchtet uns. Und auf einmal wenden sich unsere Gedanken dem Leidensweg jenes Menschen zu, der für uns alle gelitten hat — da wird es plötzlich heller und heller, neue Pfade eröffnen sich dem suchenden Blick, neue Wege tun sich auf.

Wenn wir die Enge unseres eigenen Schicksals durchbrechen und hinausschauen über die Grenzen des eigenen Ichs zur grösseren Gemeinschaft, zur Familie, zur Gemeinde, zum Volk, zu allen Völkern, da sehen wir, dass auch dort überall und zu jeder Zeit ein Kreuzweg beschritten wird, der nur zu oft ins Unwegbare führt, ins Ausweglose, in die Verzweiflung. Seit Jahren und Jahren lastet auf der Welt der Fluch der Uneinigkeit, blicken sich die Menschen voller Angst und voller Hass ins Gesicht. Sie fürchten den Nächsten, anstatt ihn zu lieben, und der Nächste wiederum fürchtet sie. Aber in ihrem Herzen tragen alle doch still verborgen die eine Hoffnung, dass diese Furcht grundlos sei. Es ist viel Böses in dieser Welt, aber auch viel Gutes. Nur hält das Gute sich im Hintergrund und stellt sich nicht protzig zur Schau. Aber es ist da, und es ist die Hoffnung und der Glaube vieler, ja fast aller, dass schliesslich das Gute das Böse überwinden werde, wie einst vor bald zwei Jahrtausenden im fernen Palästina.

Aus diesem Glauben und aus dieser Hoffnung heraus hat Gottfried Keller sein Gedicht geschrieben. Er schrieb es zu einer Zeit, da er den Un-



*Frühlings-Ferienland Portugal
Brunnen bei Nacht auf dem Hauptplatz Lissabons, dem Rossio
Hier herrscht bei Tag und Nacht ein reges Treiben
Foto Stephan Wegener*

sterblichkeitsgedanken kühn verwarf, die Schönheit der Natur glühend verehrte und kein besseres, jenseitiges Vaterland suchte. Und doch ist der Grundgedanke dieses Gedichtes ein tief christlicher — eine Umdeutung des österlichen Glaubens in weltlicher Richtung gewiss —, aber der Kern ist undenkbar ohne jene einmalige Tat auf Golgatha, welche durch die Zeiten weiter wirkt als das unvergängliche Symbol einer Hoffnung, die sich jedes Jahr erneuert, wenn im Frühling zu Ostern Mensch und Natur neu erwachen, Umschau halten und mutig den Weg zum Licht beschreiten, der ihnen durch die Auferstehung gewiesen wurde.

Michael Waldegg

WENN DER FRÜHLING IN DIE BERGE STEIGT

Aus jedem Gebirgszug macht derzeit der Winter noch eine Festung, in der er riesige Schneemassen anhäuft. Die Sonne hilft nun dem nahenden Frühling so gut sie kann, die Schnee- und Eismassen wieder wegzuräumen. Aber ohne den Föhn, diesen «Schneefresser», der in ein paar Stunden mehr Schnee wegräumt als die Sonne in einer ganzen Woche, würde es der Frühling doch nicht schaffen.

Freilich, für den Menschen ist er nicht immer sehr angenehm, dieser «Welschwind», der häufig genug mit unglaublicher Wucht und Wildheit über die Gipfel daherbraust! Als lange «Fahnen» weht dann der Schnee von den Gräben und Zinnen und die weissen Schleier senken sich weit ins Land herab. Viele Tiere spüren das Unheil schon herannahen und versuchen, sich irgendwo zu verstecken, denn sie spüren instinktiv, dass es um ihr Leben geht. Eiskalt in den Höhen, kommt der Föhn nach dem Fall in die Täler als warme «Lahn-Luft» unten an und entfesselt zum Toben des Sturmes auch noch Lawinen und Hochwasser. Innerhalb weniger Stunden zerschmelzen die Schneemassen und nun donnern von allen Seiten die Giessbäche und Wildwässer ins Tal herab: Die Bergflüsse, die

den ganzen Winter hindurch ganz seicht und harmlos waren, werden breit und mächtig und treten über ihre Ufer.

Das sind unruhige und schwere Tage, die dem Frühlingseinzug im Gebirge vorangehen. Wenn diese Zeiten aber durchgestanden sind, wird es hier doppelt schön! Die Bergdohlen, die dem Föhneinbruch voraus in die Täler schiessen, haben sich wieder beruhigt und fliegen in lustigem Spiel um die Gipfel. Die Gamsen, die sich in den Wäldern versteckten, steigen wieder höher hinauf und beginnen nach den frisch austreibenden Kräutern zu suchen.

Jäh und unvermittelt setzt dann das erste Blühen ein! Es beginnt mit dem Krokus. Weiss und violett blüht er an den steilen Wiesenhängen und auf den Alpöden. Dort wo in der Vorwoche noch Schnee lag, ist es nun plötzlich noch einmal ganz weiss geworden: Hunderte, nein Tausende von Krokusblüten leuchten aus dem fahlen Braun des noch wintergelben Grases.

Auf den Nordseiten der Berge liegt immer noch Schnee, sehr viel Schnee sogar, der in den kalten Nächten zu hartem Firn zusammenschmilzt und sich stellenweise bis in den Sommer hält. Dort, wo dann die letzten Schneereste in der Sonne langsam zergehen, erblüht aus dem Schmelzwasser die zierlichste aller Alpenblumen, die reizende Soldanelle.

Unten in den Tälern, wo die reissenden Bergflüsse durch die Schluchten toben, hat der Frühling schon früher seinen Einzug gehalten. Frühlingsknotenblumen stehen am Wasserrand, daneben blühen gelber Hufplattich und blaues Lungenkraut, im Bergwald schimmert es rosenrot von Erikablüten und in den Wiesen erscheint das leuchtende Blau der ersten Enziane.

Hat sich der Frühling dann endlich durchgesetzt im Gebirge, dann treibt man die Schafherden, die den Winter über in ihren finsternen Ställen bleiben mussten, wieder in die Berge hinauf. Erst kommen sie nur auf die Hügel in der Umgebung des Dorfes, dann auf die niederen Berge, später aber geht es immer höher hinauf, und wenn dann im Frühsommer der letzte Schnee von den hochgelegenen Alpmatten geschmolzen ist, trifft man die grossen Herden der Bergschafe wieder ganz droben an. Ueber Schutthalden und Firnfelder, über schmale Felspfade und selbst über die grossen Gletscher führt sie der Hirte, in manchen Gebieten sogar über die Staatsgrenze hinweg, die der Frühling überschritten hat. Unkontrolliert und ohne Visum, weil es eben der Frühling ist...!